



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lamartine`s Geschichte der Restauration.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lamartine's Geschichte der Restauration.

Histoire de la restauration par M. A. de Lamartine. 8 vol. Bruxelles & Leipzig.
Kiessling.

Herr v. Lamartine hat in seiner politischen und literarischen Laufbahn nicht bloß so viel schwere Irrthümer und Thorheiten begangen, er hat dabei auch so viel Kleinlichkeiten des Charakters entwickelt, daß unter jeder andern Nation sein Ruf bereits zu Grabe getragen wäre. Bei den Franzosen ist es anders. Theils hält ihre Pietät gegen Männer, denen sie einmal ihre Liebe und Achtung geschenkt haben, sehr lange vor, theils werden sie durch Charakterschwächen weniger verletzt, in denen sie die Abbilder ihres eigenen Wesens erblicken. Der Grundfehler Lamartine's ist das Bestreben, in jedem Moment seines Lebens und Wirkens eine theatralische Haltung anzunehmen, die ihn dem Publicum interessant machen soll. So arg wie er hat es darin zwar kein Anderer getrieben, aber im Wesentlichen hat doch jeder Franzose dieselbe Neigung, und läßt es sich daher auch bei seinen großen Männern gefallen. So ist denn ein Etwas in den Schriften Lamartine's, in den prosaischen, wie in den poetischen, was auf das französische Publicum seine Einwirkung nie verfehlt, während es uns Deutsche geradezu verletzt: die Virtuosität im sinnlichen Klang, in der Volltönigkeit der Phrasen. Herr von Lamartine hat einige sehr glänzende Einfälle gehabt, die von Mund zu Munde gegangen sind, und vorzugsweise dazu beigetragen haben, seinen Ruhm zu verbreiten; und wo ihm glänzende Phrasen fehlten, ersetzte er sie durch gleichgültige, unbedeutende oder auch geradezu hohle und unsinnige. Die Franzosen waren mit den einen gerade so zufrieden, wie mit den andern, wenn sie nur einen sonoren, vollen Klang hatten. Uns Deutschen ist so etwas unbegreiflich. Wir interessieren uns zwar auch für Paradoxiren ohne eigentlichen Inhalt, aber sie müssen wenigstens so mißklar und mystisch sein, daß wir darüber träumen können, daß sich uns ihre Richtigkeit nicht sogleich aufdrängt. Unter diesen Umständen geht uns viel von dem Zauber Lamartine's verloren, und doch müssen wir zugestehen, daß noch

etwas in seinem Wesen übrig bleibt, was sich uns einschmeichelt und uns fesselt. Es ist jene weibliche Elasticität und Biegsamkeit seines Geistes, der uns in den wunderbarsten Verwandlungen entgegentritt und doch immer eine gewisse Anmuth der Bewegung findet; jener Strom seines Gemüths, der zwar nicht kräftig und energisch fortbraust, aber in einem reizenden Wellenschlag und einem lockenden Tonfall dahingleitet. So etwas findet sich auch in dem gegenwärtigen Buch, und wenn er sich als Historiker die größten Fehler hat zu Schulden kommen lassen, Fehler, die uns zuweilen völlig außer Fassung setzen, so gelingt es ihm doch durch seine Darstellung, uns zu fesseln und immer von Neuem zu bethören, wenn wir schon im Begriff sind, das Buch aus der Hand zu legen. Wir wollen beide Seiten näher ins Auge fassen.

Was wir für die ersten Pflichten eines Historikers halten, kritische Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit in den Thatsachen, zweckvolle und deutliche Gruppierung derselben, und Ernst und Tiefe in den sittlichen und politischen Ideen, die den leitenden Faden der Geschichte bilden, das Alles würden wir in diesem Werk vergebens suchen. Lamartine ist in seiner Kritik so gewissenlos, daß er nicht blos für Ereignisse von der größten Wichtigkeit sich zuweilen mit dem ersten besten Handbuch begnügt, ohne irgendwie zu untersuchen, ob dasselbe gut unterrichtet und glaubwürdig ist, sondern daß ihm diese Mühe mitunter auch noch zu groß erscheint, und daß er sich willig den Eingebungen seiner Phantasie überläßt, als ob er ein Märchen erzählte. Bei seiner lebhaften und leicht erreglichen Einbildungskraft gewinnen bei ihm die Personen und Ereignisse sehr bald Farbe und Stimmung, aber dieser Gabe gegenüber, die bis zu einem gewissen Grade ein jeder Historiker besitzen muß, verhält er sich vollständig wehrlos: wenn er sich einmal eine Scene oder Situation ausgedacht hat, so fragt er nicht mehr nach Zeugnissen und Thatsachen, er malt sie sich bis ins Detail aus, und trägt sie mit der unbefangenen Treuherzigkeit eines Novellisten vor. Daher verfällt er alle Augenblicke, namentlich bei Gegenständen, in denen er nicht von früher her zu Hause ist, z. B. bei Schlachtschilderungen, in die unglaublichsten Irrthümer, und begeht Verstöße, die bei uns einen Schüler in Erstaunen setzen würden. Er unterscheidet niemals wie der echte Historiker zwischen dem, was er weiß, und dem, was er nicht weiß: da er niemals ernste, auf den Grund der Sache gehende Studien gemacht hat, so verschwimmt ihm das Eine in das Andere, er vergißt nicht blos die verschiedenen Quellen seiner Nachrichten, sondern er verwechselt seine eigenen Vorstellungen mit dem, was ihm thatsächlich berichtet ist. — Was die kunstmäßige Gruppierung der Thatsachen betrifft, so fehlt es ihm keineswegs an glücklichen Intentionen; er weiß sehr wol, wie die Scenen aufeinander folgen müssen, um das Interesse der Leser wach zu erhalten; er hat einen richtigen künstlerischen Instinct, seine Figuren in dem Augenblicke auftreten zu lassen, wo die Stimmung auf sie vorbereitet ist, und dann gleich ein so deutliches Bild von ihnen zu geben,

daß sie sich der Phantastie einprägen. Aber er hat nicht, wie es der echte Historiker soll, die Ausarbeitung seines Werkes erst nach Vollendung seiner Studien angefangen, und darum ist er nicht Herr über das Material; es dehnt sich ihm unter den Händen aus oder verdünnt sich, und entzieht sich dadurch seinen künstlerischen Absichten und Berechnungen. Schon die äußerliche Vertheilung des Materials zeigt uns, daß er keinen bewußten, festgehaltenen Plan durchgeführt hat. Das Werk enthält acht Bände: erst am Ende des vierten kommt er auf die Schlacht bei Waterloo, und der achte Band, dessen Hälfte durch die schon oft beschriebene Geschichte der Julitage ausgefüllt ist, umfaßt die ganze Regierungszeit Karls X. Dieser Mangel an Dekonomie macht sich auch bei allen einzelnen Abschnitten fühlbar, ja es begegnet ihm, daß er dieselbe Geschichte zum zweitenmal und etwas verändert erzählt, weil ihm erst da eine wichtige Quelle zur Hand kommt. — Am Schlimmsten ist der Mangel an großen sittlichen Principien und an ernstern politischen Ueberzeugungen. Wenn man versuchen wollte, in seine wechselvolle Laufbahn die Einheit einer Idee, eines Principis oder auch nur eines Gefühls zu übertragen, so würde das eine vergebliche Mühe sein. Denn er wurde überall durch unmittelbare persönliche Stimmungen, über die er sich selbst keine Rechenschaft gab, geleitet, und diese entziehen sich jeder Berechnung. Nehmlich begegnete es ihm in seiner Geschichtschreibung. Zwar sind die Uebergänge aus einem Contrast in den andern nicht so hastig, so überraschend und so unerklärlich, als in seiner Geschichte der Girondisten, wo er sich in einen nach dem andern seiner Helden verliebt, und ihn eben so rasch wieder verwirft, und wo er mit der Liebhaberei für seine Personen auch seine Ueberzeugungen wechselt; aber auch hier findet sich häufig Grund zur Ueberraschung und Verwunderung. Er erklärt in der Vorrede selbst, sein Verstand sei von den Ideen der Zukunft angefüllt und gehöre dem Fortschritt der Menschheit an, sein Herz dagegen sei bei den Erinnerungen und Ueberlieferungen der Restauration. Das ist ein sehr bedenklicher Gemüthszustand, für einen Geschichtschreiber wie für einen Dichter oder Staatsmann. In allen diesen Gebieten gehen große und bleibende Schöpfungen nur aus der Einheit des Verstandes und Herzens hervor: denn wo die Neigung und die Einsicht sich widerstreiten, werden wir unproductiv und willenlos. Eigentlich macht sich der Liberalismus der Zukunft bei Herrn von Lamartine auch nur in gleichgültigen, oder wenigstens in den Zusammenhang seiner Geschichte nicht wesentlich eingreifenden Redensarten Luft, in der Darstellung selbst läßt er sich lediglich durch seine Neigungen bestimmen. Zwar sind seine Portraits von den Männern der Restauration nicht übertrieben schmeichelhaft, wenn auch immer noch viel schmeichelhafter, als wir es für richtig halten, und als wir es namentlich von einem Republikaner erwarten; aber was uns am Meisten befremden muß, ist diese ganz entschiedene Abneigung gegen den historischen Liberalismus, die sich kaum die Mühe giebt, sich zu verbergen. Die Männer der Restauration

erscheinen, wie gesagt, nicht im besten Lichte, aber die Opposition kommt noch viel schlimmer weg, und es ist durchaus nicht abzusehen, auf welche Weise Lamartine seine neugewonnenen Ueberzeugungen mit seinen angeerbten Sympathien in Uebereinstimmung bringen will. Im Grunde spricht immer noch der Edelmann und der Höfning, der dadurch keineswegs gebessert ist, daß er eine Zeitlang dem sogenannten souverainen Volk den Hof machte, anstatt dem Könige, und der seine Abneigung gegen den Bürgerstand nie verläugnen kann. Diese chevalereske Auffassung der Geschichte zeigt sich eben so in dem, was er verschweigt, als in dem, was er sagt. Denn wir werden das ganze Buch hindurch nur mit Intriguen, Rabalen und Verschwörungen unterhalten; von dem productiven Leben des Volks, von den Fortschritten der Cultur, von der Verwaltung, kurz von der eigentlichen Politik erfahren wir nichts. Mit einem Wort, der Mann der Zukunft verfährt gerade wie ein Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts, er hält sich an die Haupt- und Staatsactionen, an die dramatischen Wendungen und Knotenpunkte der Ereignisse: für ihre materielle solide Grundlage, das Culturleben, hat er kein Interesse und kein Verständniß.

Wir mußten all diese Fehler sehr scharf hervorheben, weil sie mit dem Wesen der französischen Politik aufs Engste zusammenhängen, jener Politik, die uns so lange auf Irrwege geführt hat. Aber wir dürfen auch die Vorzüge des Buches nicht verschweigen, die zwar für jene Fehler keineswegs einen genügenden Ersatz gewähren, die aber doch bedeutend genug sind, um uns bei der Lecture zu spannen und anzuregen. — Die Portraits von den einzelnen Personen, die er mit Liebe und Sorgfalt ausführt, sind, als künstlerische Compositionen betrachtet, meisterhaft, und es ist auch immer eine gewisse Wahrheit darin. Denn Lamartine fehlt es keineswegs an dem schnellen Blick, bedeutende Eindrücke aufzunehmen und zu gestalten, sondern nur an der Ruhe und Gelassenheit, diesen ersten Eindruck durch weitere Beobachtungen zu ergänzen und zu berichtigen. Die einzelnen Züge, die er zur Charakteristik anwendet, sind meistens sehr glücklich gewählt und von einer schlagenden Wirkung, und er weiß auch für die schwächsten Menschen unsere lebhafteste Theilnahme anzuregen, weil er ein deutlich ausgeführtes Bild von ihnen giebt. Am glänzendsten ist er in der Zeichnung solcher Charaktere, deren geheime Motive er zu durchschauen versteht, weil sie mit den seinigen verwandt sind; jener hohlen Existenzen mit einer glänzenden Außenseite oder jener gemischten Naturen, in denen kein Motiv zum herrschenden wird, weil das eine beständig dem andern in den Weg tritt. Es ist in diesen Schilderungen zwar kein großer, historischer Styl, aber jene feine und geistreiche Detailarbeit, die dem schwächlichen Zeitalter der Restauration angemessen ist. In den Nüancen seiner Physiognomien ist ein Reichthum und eine Lebendigkeit, aus der wir den Dichter heraus erkennen, mehr als aus den berühmtesten seiner lyrischen Poesien, weil in diesen alle Gestalt fehlt. — Ferner weiß er für jede

seiner Situationen sehr glücklich die angemessene Färbung und Stimmung zu finden, und wenn er auch mit seinen Künsten zuweilen über die Berechtigung des Historikers hinausgeht, so macht er doch jedesmal den Eindruck, den er beabsichtigt. — Unübertrefflich aber wird er, wenn ein geheimer Haß sein Auge schärft, und seiner fast trägen Leidenschaft die nöthige Spannkraft giebt. Nicht das Princip, aber der sittliche Grundton des Buchs ist der Haß gegen den Mechanismus des Napoleonischen Staats. Wie sehr auch im Uebrigen seine Neigungen nach den verschiedensten Seiten hin auseinandergehen, in diesem einen Punkt treffen sie alle zusammen: seine adlig-monarchische Gesinnung und seine Liebe zur Freiheit, seine poetische Religiosität und seine Aufklärung, das Alles wird gleichmäßig verletzt durch einen Despotismus, der alles individuelle Leben unterdrückte, und der die Menschen für diesen Verlust nicht durch eine große neue Idee entschädigte. Dieser Haß giebt der Beredsamkeit unseres Geschichtschreibers nicht nur ein wunderbares Feuer, von dem wir selbst durchdrungen und hingerissen werden, sondern er schärft auch seine Beobachtungsgabe auf eine unglaubliche Weise. Diese glänzende Philippica gegen den Bonapartismus — denn nicht bloß der große Napoleon ist gemeint — könnte auf das gegenwärtige Geschlecht sehr wohlthätig einwirken, wenn es nicht fast schon zu träge und zu abgestumpft wäre. — Nach diesem allgemeinen Urtheil werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf das Einzelne.

Der erste Band beginnt mit dem 11. November 1813 und schließt mit dem 11. April 1814, mit dem Vertrage von Fontainebleau. Nach unserer Ansicht verdient dieser Band bei Weitem den Vorzug. Die Umgebungen Napoleon's, seine eigene wechselnde Stimmung, die allmähliche Umwandlung des öffentlichen Geistes in Frankreich, das Alles ist mit höchst dramatischem Leben ausgeführt, und wirkt auf uns wie unmittelbare Gegenwart. Die Schlachtgemälde nehmen wir aus, sie sind dürftig, skizzenhaft und ohne Kenntniß.

Der zweite Band führt uns in den Haushalt der Bourbons ein. Er hat, wie es der Gegenstand mit sich bringt, eine dem vorigen Bande ganz entgegengelegte Physiognomie, er besteht fast ganz aus Genrebildern. Die Portraits des neuen Königs und seines Bruders sind sehr fein und geistreich ausgeführt; nur hätten wir gewünscht, daß der Geschichtschreiber sich nicht zu sehr ins Detail vertieft, sich nicht zu sehr bestrebt hätte, geistreich zu sein, und daß er statt dessen seine Farben zu einem kräftigeren Eindruck concentrirt hätte. Sehr häufig geht die Phrase mit ihm durch. Daß er auch die Zeit der Verbannung dieser Prinzen ins Auge faßt, ist sehr verständig, denn sie ist für ihr Wesen charakteristisch; daß er uns aber ausführlich die ganze Geschichte des Herzogs von Enghien erzählt, bloß um mit der abgeschmackten Phrase zu schließen: *Le meurtrier n'a qu'une heure, la victime a l'éternité!* das verräth allerdings einen starken Mangel an historischem Takt. Auch hat er die einzelnen kleinen Kavalen und In-

triguen, für welche der neue Hof sogleich den Mittelpunkt abgab, so spaßhaft sie im Einzelnen sind, doch mit einer viel zu großen Breite ausgeführt, wenn wir den Zweck des Ganzen im Auge behalten. Zum Schluß wird uns eine gedrängte Uebersicht der Literatur jener Zeit mitgetheilt, die aber ziemlich oberflächlich ist, und eigentlich auf eine neue Declamation gegen Napoleon herauskommt, dessen Sturze Herr von Lamartine etwas zu voreilig das augenblickliche Aufblühen der Künste und Wissenschaften beimißt.

Der dritte Band führt uns zu Napoleon zurück. Die Uebergangszeit, welche seiner Einschiffung aus Elba vorausging, ist bei Walter Scott viel besser geschildert. Ueberhaupt dürfte vielleicht gerade jetzt, wo der blinde Enthusiasmus für Napoleon sich allmählich zu legen beginnt, dieses Werk trotz seiner mannichfaltigen Fehler und Nachlässigkeiten eine gerechtere Würdigung finden, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist. Die Ereignisse selbst sind sehr malerisch und mit poetischem Talent geschildert. Lamartine weiß, wie ein Romanschreiber, aber doch ohne eigentlich aus dem historischen Styl herauszugehen, uns die Localitäten und die einzelnen Situationen gerade so lebhaft zu vergegenwärtigen, wie die historischen Portraits. Die fieberhafte, nachtwandlerische Stimmung des Kaisers, der durch den fabelhaften Erfolg gegen jede ruhige Anschauung der Wirklichkeit geblendet wurde, ist meisterhaft geschildert, dagegen wünschte man bei den diplomatischen Verhandlungen mehr Ernst, mehr Eingehen auf den nothwendigen Zusammenhang der Dinge, weniger Freude an der Geschicklichkeit einzelner Intriguanen. Der neue Abschluß der Allianz gegen Napoleon vom 31. März macht den Schluß, die Geschichte Murats ist episodisch und oberflächlich hinzugesügt.

Im Anfang des vierten Bandes werden wir wieder an den Hof der emigrierten Königsfamilie eingeführt, dem wir nicht mehr das alte Interesse abgewinnen können, weil wir bereits zu sehr mit ihm bekannt sind. Die inneren Intriguen in Paris sind gut geschildert, namentlich so weit Napoleon persönlich ins Spiel kommt, dagegen ist die Schlacht bei Waterloo mit einem fabelhaften Leichtsinne zusammengeschrieben, und die darauf folgenden Ereignisse, wo das dramatische Interesse aufhört, zu weit ausgeführt.

Der fünfte Band beginnt mit der Gefangennehmung Napoleons. Die Stellung der Allirten zu dem wiederhergestellten französischen Königthum und die jetzt bedeutend hervortretenden Charaktere von Talleyrand, Chateaubriand und Fouché sind vortrefflich ausgeführt, wenn auch nicht ganz unparteiisch. Namentlich aus dem Verhalten und dem Charakter des Letzteren ist ein höchst anziehendes Gemälde gemacht. Wir bemerken nebenbei, daß sich die aristokratische Gesinnung, die bei Lamartine insgeheim sehr stark war, alle Augenblicke in kleinen Zügen entwickelt. Wenn er z. B. Talleyrand und Fouché zusammenstellt, so läßt er bei dem Letzteren das höfliche M. (Monsieur), welches bei den Franzosen nie fehlen

darf, regelmäßig aus, um seine Verachtung gegen den Parvenu auszudrücken. — Der Schluß der Schicksale Murat's ist nicht sehr glücklich in den Zusammenhang der Begebenheiten verwebt, und ziemlich nachlässig dargestellt, dagegen ist die Schilderung des neu aufwachenden royalistischen Fanatismus und der finstern Blüth, mit welcher derselbe auftrat, nicht nur äußerlich glänzend, sondern diesmal auch mit warmem Herzen dargestellt, und wir können ganz mit dem Schriftsteller sympathisiren.

Der sechste Band, in dessen Composition, wie in der der beiden folgenden Theile, sich eine große Nachlässigkeit, eine gewisse Ermüdung ausspricht, beginnt mit den politischen Processen gegen die abgefallenen Generale. Einzelne Züge, die Lamartine besonders aus dem Proceß des Marschall Ney mittheilt, sind von einem ganz eigenthümlichen Interesse. Bekanntlich suchten die Vertheidiger des Marschalls zuletzt den Grund gegen das Gericht geltend zu machen, daß er eigentlich kein Franzose wäre, worauf sich der Marschall mit Entrüstung erhob und diese Ausflucht zurückwies. Wir erfahren jetzt, daß diese Scene eine nicht bloß vorher verabredete, sondern vollständig auswendig gelernte Komödie war. Die Franzosen werden übrigens durch eine solche Entdeckung gar nicht verstimmt, sie sind zu sehr an eine theatralische Auffassung aller Zustände gewöhnt. — Die kleinen Intriguen der einzelnen Personen, die sich der höchsten Gewalt zudrängen, und ihr Verhältniß zu den Leidenschaften des Tages ist wieder sehr gut geschildert, nur fehlt der Charakteristik der neuen Ministerien etwas sehr Wesentliches; man erfährt wol, wie sie sich jenen Leidenschaften und Stimmungen gegenüber verhalten, aber nicht was sie für das eigentliche bleibende Interesse des Landes thun. Darum hat z. B. die Schilderung von Männern, wie Decazes und Richelieu, so viel Details von ihnen angeführt werden, doch immer etwas Blattes und Unbestimmtes. Zum Theil liegt das freilich auch in dem Stoff, denn jene Männer beschäftigten sich in der That weniger mit der materiellen Politik, als z. B. in England denkbar wäre; aber es giebt doch immer einige Momente, an denen man auch diese Seite der öffentlichen Thätigkeit charakterisiren kann, z. B. die Finanzverwaltung, und über diese sollten wir von einem Mann, der doch selbst eine Zeitlang im Staatsleben thätig gewesen ist, wol eine nähere Auskunft erwarten dürfen. Aber wir erfahren darüber nichts, die Palastintriguen nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. — Eben so ungeschickt ist es, daß er bei Gelegenheit der Ermordung des Herzogs von Berry sich wieder den elegischen Erinnerungen seiner royalistischen Jugend überläßt; statt eines ernsten Urtheils giebt er uns weiche, thränenreiche Phrasen. — Ganz nachlässig ist das Schlußcapitel gearbeitet. Zuerst werden wir in die geheimen Verschwörungen in Frankreich eingeführt, die wir doch erst im folgenden Bande genauer kennen lernen; dann geht der Verfasser auf die allgemeine Aufregung über, die sich damals über ganz Europa verbreitete, und erzählt bei der Gelegenheit ganz unpassender Weise

die Eroberungskriege Napoleon's gegen Spanien. Zuletzt wird uns der Tod Napoleon's berichtet, im Ganzen elegisch, aber doch nicht ohne einige boshafte Seitenblicke.

Der siebente Band ist in politischer Beziehung am Meisten geeignet, unser Erstaunen zu erregen. Er schildert uns die neue Umwandlung Frankreichs, den Uebergang vom ausschweifenden Royalismus in einen Oppositionsgeist, der eben so alles Maß überschritt, und der selbst vor dem Verbrechen nicht zurückbebt. Wie weit aber auch diese Ueberschreitungen gingen, der eigentliche Inhalt dieses Liberalismus war doch die nämliche Idee, welche auch die Partei Lamartine stets vertreten hat. Trotzdem ist das Bild durchweg zum Nachtheil der Opposition ausgeführt, und zwar in einem Grade, daß man an eine Uebereilung des Herzens glauben muß. Als Lamartine gar auf den Spanischen Feldzug von 1823 zu sprechen kommt, wird er ganz Feuer und Begeisterung, er findet in diesem Act des Absolutismus einen Ausfluß der höchsten politischen Weisheit, sein Nationalgefühl drängt alle politische Ansicht zurück, und er spricht sogar mit Entzücken von dem jungen Prinzen, der diese Expedition befehligte. Die reactionairen Maßregeln, die unmittelbar darauf ins Leben geführt wurden, lassen ihn kalt, selbst die Einführung der Censur regt seine sonst so leidenschaftliche Beredsamkeit nicht an. — Nach einer Episode, in welcher der Aufstand Griechenlands geschildert wird, zu ausführlich für den Zweck des Buchs, und doch wieder nicht deutlich genug, um uns von den thatsächlichen Zuständen jenes Landes ein überzeugendes Bild zu geben, geht Lamartine auf die letzten Tage Ludwigs XVIII. über. Seine Detailmalerei von dem theatralischen Wesen, welches das französische Königthum selbst in so ernsten Momenten nicht ablegte, das es vielmehr als eine Pflicht seiner Würde mit ins Grab nahm, ist bezaubernd. Aber man wird nicht wenig überrascht, als der Geschichtschreiber sich in Thränen der Rührung verliert, diese Rührung allmählich zur Begeisterung steigert, und endlich erklärt, Ludwig XVIII. sei größer gewesen als Heinrich IV.: dieser habe nur eine Dynastie gegründet, jener dagegen die französische Freiheit und Geseklichkeit, und Frankreich werde ihn daher unter die weisesten seiner Könige rechnen.

Nach diesen überraschenden Resultaten werden wir kaum mehr in Erstaunen gesetzt, als zu Anfang des achten Bandes die Begeisterung für Karl X. die für den vorigen König noch überbietet. Lamartine versetzt sich ganz in die Stimmung zurück, die ihn im Jahr 1823 beherrscht hatte, die er damals mit vielen seiner Landsleute theilte, und die auch zu natürlich ist, wenn ein Regierungswechsel eintritt, und wenn man mit der vorigen Regierung unzufrieden war. Das ist aber für einen Historiker ein verkehrtes Verhalten. Er muß zwar die Erinnerung an jene Stimmung mit in Rechnung bringen, denn sie gehört auch unter die Thatsachen der Geschichte, aber er muß sie durch seine später gewonnene Erkenntniß berichtigen. Wenn Karl X. damals auf den jungen Edelmann

den Eindruck eines ritterlichen Königs, einer der Anlage nach wohlgestimmten Natur machte, so mußten die spätern Regierungshandlungen desselben die Ansicht modificiren. Aber freilich ist dazu das sittliche Gefühl unseres Geschichtschreibers nicht stark genug. Er mißbilligt zwar die willkürlichen Acte des Königs, aber nur vom Standpunkt politischer Zweckmäßigkeit; er erkennt wol, daß die freche Gewaltthat gegen die Freiheiten der Nationen politisch unklug, aber nicht, daß sie sittlich verdammenswerth war. — Die Geschichte der Julitage selbst enthält zwar eine große Reihe einzelner Züge, aber wir erfahren doch nichts wesentlich Neues daraus, und würden, was die Lebhaftigkeit der Erzählung betrifft, die freilich sehr partiische Geschichte von Louis Blanc vorziehen, um so mehr, da Lamartine auf seine Art eben so partiisch ist. Es geht nämlich durch die gesammten drei letzten Bände eine fortgesetzte Polemik gegen den Herzog von Orleans, dessen zweideutige Stellung zwischen dem Throne und dem Volk zu den schlimmsten Verdächtigungen ausgebeutet wird. Diese Verdächtigungen machen einen um so häßlicheren Eindruck, da sie nicht offen ausgesprochen, sondern immer nur versteckt angedeutet sind. Will man Louis Philipp des Verraths an seiner Familie oder an seinem Vaterlande bezüchtigen, so klage man ihn offen an; die Schranken sind frei, und es ist von dieser Seite nichts mehr zu fürchten oder zu hoffen. Aber die Antipathien der Masse anzuregen, ohne doch sich selbst bloß zu stellen, ist eines Ehrenmannes nicht würdig. Unter diesen Umständen macht der moralische Schluß, der im strengsten Sinne des Worts an das Buch angeklebt ist, da er mit dem Inhalt desselben nicht im geringsten Zusammenhange steht, einen wahrhaft komischen Eindruck. Wir führen ihn hier an, weil er zeigt, bis zu welcher Trivialität auch bei dem geistvollsten Schriftsteller die Phrase sich verlieren kann, wenn man ihr blind die Zügel überläßt. „Die neuen Königthümer gehen durch ihre Feinde unter, die wiederhergestellten durch ihre Freunde; nichts bleibt bestehen als die göttliche Souverainetät, die sich manifestirt durch die Souverainetät des Volks, und die sich legitimirt durch die Freiheit.“ — Es gehört der Hintergrund der neuesten Staatsfreiche dazu, um diesem absoluten Unsinn die richtige Folie zu geben.

Nach dem, was wir bisher gesagt haben, kann der Eindruck des Buchs nur ein sehr gemischter sein. Einen bleibenden Gewinn für die politische und historische Einsicht wird man kaum daraus ziehen können, und doch ist des Interessanten darin so viel geboten, daß eigentlich jeder Gebildete das Buch lesen sollte, wenn auch nur, um es bei sich selbst zu widerlegen.